

In einem Brennpunkt-Stadtteil von Saalfeld errichten Einheimische und Geflüchtete über mehrere Jahre mit einfachen Mitteln ein sogenanntes Werkhaus, in dem jeder willkommen ist. Die Planung und der Bau des Gebäudes erfolgen als partizipativer Gemeinschaftsprozess, sagt Hanka Giller, Amtsleiterin für Soziales und Jugend der Stadt: der beste Weg, damit sich Menschen ein Projekt zu eigen machen können.



## »DAS HAB' ICH MIT GEBAUT«

Interview mit Hanka Giller

Wir bauen gemeinsam ein Werkhaus, das auf den Ideen der Menschen beruht, die es nutzen. Sie sollen dort reparieren, kochen, nähen, mit Computern umgehen, gärtnern und spielen können, es soll Räume für Handel, Kommunikation und Bildung geben.

#### Frau Giller, in welcher Situation startete Ihr IBA Vorhaben?

In Saalfeld wurden ab den 1990er-Jahren viele Wohnungen in der Innenstadt saniert, was sehr positiv war. Das führte aber auch dazu, dass Menschen aus der Stadtmitte in die Randviertel gedrängt wurden, die sich den Wohnraum nicht mehr leisten konnten. Einer dieser Bereiche ist Beulwitz, wo seitdem besonders viele Bewohnerinnen und Bewohner in schwierigen sozioökonomischen Situationen leben. Im Jahr 2010 entschied das Landratsamt zudem, dort eine leer stehende Immobilie als Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber zu sanieren. Für die Menschen, die dort schon lange lebten, entstand der Eindruck, dass für die Geflüchteten alles getan wird, und für sie selbst nichts. Die Stimmung im Viertel hat sich damals massiv verschlechtert.

#### Was haben Sie dem entgegengesetzt?

Im Rahmen der Bewerbungsphase für den Wettbewerb ›Zukunftsstadt 2030‹ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung haben wir zwei Jahre lang Wünsche und Bedarfe ermittelt. Interessant war dabei, dass die Bewohnerinnen und Bewohner einen gar nicht so schlechten Eindruck ihres Quartiers hatten: Sie fanden das viele Grün in ihrer Umgebung toll, schätzten die Weite und den Platz, um draußen zu sein. Das gibt es in anderen Stadtteilen so nicht.

#### Was ist aus den Befragungen entstanden?

Wir haben zum Beispiel erste Bürgerbeteiligungsprojekte zum Thema ›Willkommenskultur‹ ausprobiert. Schon damals haben wir diesen Begriff ganz offen definiert: Er sollte für alle gelten, die dort leben, nicht nur für Geflüchtete. Daraus entstand dann im Sommer 2016 das IBA Vorha-

ben: Wir bauen gemeinsam ein Werkhaus, das auf den Ideen der Menschen beruht, die es nutzen. Sie sollen dort reparieren, kochen, nähen, mit Computern umgehen, gärtnern und spielen können, es soll Räume für Handel, Kommunikation und Bildung geben. Schon im Entstehungsprozess sollten sich die Menschen selbst einbringen und sich auch handwerklich betätigen.

#### Spielen die Biografien und Erfahrungen der Menschen eine große Rolle für Ihr Projekt?

Ja, eine sehr große. Im Stadtteil leben über 950 Menschen aus über 13 Ländern, davon ist fast die Hälfte unter 30 Jahren und 54 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Die Verständigung ist manchmal nicht einfach. Dennoch konnten wir die Wünsche, Talente und Fähigkeiten der Menschen in das Projekt einbeziehen: Viele haben uns einfach Handybilder aus ihrer Heimat gezeigt, und darauf war zum Beispiel zu sehen, was sie beruflich gemacht haben und was sie einbringen konnten. Und das haben sie dann auch gemacht.



Bei der ersten Sommerwerkstatt 2017 begannen die Anwohner und Helfer, die Brache zu beleben.

Die Bürgerinnen und Bürger kommen hier im Alltag ganz automatisch vorbei und sehen, dass sich etwas verändert. Manche regen sich auf, andere finden es toll – aber von allen wird es wahrgenommen.

Im Stadtteil leben über 950 Menschen aus über 13 Ländern, davon ist fast die Hälfte unter 30 Jahren und 54 Prozent haben einen Migrationshintergrund.

Merken Sie schon, dass sich die Wahrnehmung der Beulwitzer Straße verändert?

Wir irritieren natürlich mit unserem Projekt, denn wir machen Polaritäten, die ohnehin da sind, öffentlich. Genau das ist aber nötig, um die Grautöne zu finden. Das Grundstück für die Begegnungsstätte ist dafür perfekt. Es liegt direkt an der Straße und war noch nicht anderweitig besetzt. Die Bürgerinnen und Bürger kommen hier im Alltag ganz automatisch vorbei und sehen, dass sich etwas verändert. Manche regen sich auf, andere finden es toll — aber von allen wird es wahrgenommen. Daraus sind Diskussionen bei Facebook und Instagram entstanden, der Stadtteil steht also plötzlich im Fokus.

Was kann Saalfeld, was kann Thüringen von Ihnen lernen?

Dass es sehr viele Möglichkeiten des Experimentierens gibt und dass daraus etwas Großes entstehen kann. Es ist entscheidend, dass Einheimische und Geflüchtete sich aufeinander einlassen und auf Augenhöhe miteinander umgehen können. Dafür brauchen sie einen Raum, der zu ihnen und ihren Bedürfnissen passt. Das ist wirkliche Beteiligung, die viel zu wenig gewagt wird. Dabei haben solche Projekte eine hohe Selbstwirksamkeit und lösen großen Stolz der Beteiligten auf das Geschaffene aus.

Welche Rolle spielte die IBA für Sie?

Das Team war ein Lotse, Begleiter und Türöffner für Wege, die wir sonst nicht hätten gehen können. Wir hatten zum Beispiel Zugriff auf ganz tolle Planer — zum Beispiel das Architekturbüro Urban Catalyst Studio aus Berlin, das uns animiert hat, Planung ganz neu zu denken und dabei vorhandenes oder einfach verfügbares Material kreativ neu zu nutzen.

Welche laufenden Kosten haben Sie aktuell zu bewältigen und welche kommen künftig auf Sie zu?

In der Experimentierphase kostet das Projekt 20.000 Euro im Jahr. Darin sind schon die Baukosten und das Material enthalten. Um das Projekt zu organisieren, teilen einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadtverwaltung ihre ohnehin vorhandene Arbeit neu auf, im Zweifel machen wir das auch ehrenamtlich. Insgesamt gibt es im Ort geschätzt 20 bis 30 Menschen, die sich in ihrer Freizeit für das Projekt engagieren. Für die kommenden fünf Jahre schätzen wir die Kosten auf eine Summe von 1,5 Millionen Euro. Damit könnten wir das Werkhaus nachhaltig weiterführen, einen Quartiersmanager und einen Werkhausleiter einstellen. Außerdem wäre es sinnvoll, einen Fundraiser zu finanzieren, um die Kosten decken zu können. Denn nur von öffentlichen Mitteln werden wir nicht leben können.

Was war Ihr schönstes Erlebnis im Projekt?

Ein kleiner afghanischer Junge, der als einer der ersten beim Bau dabei war, stand eines Tages ganz oben auf dem Hochbau-Gerüst des Werkhauses, vor blauem Himmel und mit strahlendem Gesicht. Er blickte runter auf das Haus und sagte voller Stolz: »Das hab' ich mit gebaut.« Das ging mir sehr nahe.